

PETRA KIESELBACH, CLAUS-JOACHIM KIND, ANN M. MILLER und DANIEL RICHTER, **Siebenlinden 2. Ein mesolithischer Lagerplatz bei Rottenburg am Neckar, Kreis Tübingen**. Mit einem Beitrag von M. Rösch und A. Goppelsröder. Zusammengestellt von C.-J. Kind und mit einem Vorwort von J. Biel. Landesdenkmalamt Baden-Württemberg. Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg Heft 51. Konrad Theiss Verlag, Stuttgart 2000. 235 Seiten, 2 Karten, 95 Tabellen und 124 Abbildungen.

Diese Monographie legt die Ergebnisse einer Ausgrabung vor, die vom 18. Februar bis 12. April 1991 im Industriegebiet Rottenburg-Siebenlinden (Kreis Tübingen) im Neckartal durchgeführt worden ist. In der Reihe »Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg« ist dieses im Jahre 2000 erschienene Heft 51 – nach Henauhof-Nordwest (Heft 19, 1993) und Henauhof Nord II (Heft 39, 1997) – bereits der dritte Band, der sich dem Mesolithikum widmet. Das ist schon deshalb bemerkenswert, weil Fundplatz-Monographien zur Mittleren Steinzeit, zumindest im deutschsprachigen Raum, überaus selten sind. J. Biel, als Herausgeber der Materialhefte, bescheinigt in seinem Vorwort dieser Auswertung des Fundplatzes »Siebenlinden 2« höchste Qualität und bescheinigt zudem, dass diese Monographie »zu den am umfassendsten dokumentierten und analysierten Stationen des Mesolithikums in Europa« gehört. Dies gilt es zu überprüfen.

Die Fundplatzbezeichnung »Siebenlinden 2« legt nahe, dass bereits zuvor ein Fundplatz ergraben wurde. Tatsächlich waren die ersten mikrolithischen Steinartefakte während einer Vorgeschichtgrabung erkannt worden, und daraufhin wurde im Jahre 1990 eine Grabung eigens zum Mesolithikum durchgeführt (»Siebenlinden 1«). Im Jahre 1991 erfolgte die Untersuchung von »Siebenlinden 2«, ca. 85 m südlich der ersten Grabung gelegen, 1993–1995 erfolgte schließlich die Untersuchung von »Siebenlinden 3«. Zu allen drei Untersuchun-

gen gibt es mehrere, z.T. umfangreiche Vorberichte, so dass sowohl die Gesamtmaßnahme als auch einzelne Details vor Erscheinen dieser Monographie bereits grundsätzlich bekannt waren.

Der Fundplatz Siebenlinden 1 erbrachte für Süddeutschland zwei ungewöhnlich gut erhaltene Hirschgeweih-Hacken und einen Knochenpflögel, Objekte, die hier sonst meist bereits vollständig vergangen sind, denn vergleichbar gut erhaltenes Fundmaterial stammt erst wieder aus dem weit entfernten nordeuropäischen Flachlandraum, speziell aus Brandenburg und von den dänischen Inseln. Aufsehen jedoch erregte die Fundstelle aufgrund zweier Metatarsus-Fragmente des Rens, und die vorläufige vorsichtige Interpretation sieht holozäne Restpopulationen vor, die vom »borealen Mesolithiker« noch bejagt wurden (siehe: J. HAHN/C.-J. KIND/K. STEPPAN, Mesolithische Rentier-Jäger in Südwestdeutschland? *Fundber. Baden-Württemberg* 18, 1993, 29–52). Aufgrund dieser Funde war der Fundplatzname bereits bestens eingeführt.

Die Grabungsfläche von Siebenlinden 2 umfasst 47 m², wobei die ersten durch vorgeschichtliche Befunde gestörten ca. 7 m² im Jahre 1990 ausgegraben wurden, weitere 40 m² während der achtwöchigen Hauptuntersuchung im Frühjahr 1991. Dabei wurde versucht, die »Artefaktstreuung weitgehend zu erfassen« (S. 17), so dass – auch aufgrund der Störung – schließlich eine recht unregelmäßige Grabungsfläche mit mehreren Aus- und Einbuchtungen entstand. Der Grabungsort wurde eingehaust und war vor der Witterung geschützt, der fundführende Auelehmhorizont wurde in Niveaus von ca. 3 cm vollständig abgebaut und alle Fundstücke einzeln eingemessen. Zudem erfolgte bei Objekten >2 cm ein Eintrag in Pläne im Maßstab 1 : 5. Die Steinpackung der Feuerstelle 4 wurde im Maßstab 1 : 10 gezeichnet, sowie ein Plan im Maßstab 1 : 1 auf einer Glasplatte erstellt, um die Feuerstelle entsprechend rekonstruieren zu können. Aufgrund der stark bindigen Sedimente wurde darauf verzichtet, das ausgegrabene Sediment zu schlämmen, auch »weil nur ein geringer Teil der allerkleinsten Artefakte den durchweg erfahrenen Ausgräbern entgangen war« (S. 18). Schließlich erfolgten die Abhübe auch nach natürlichen Schichten, jedoch war eine gegliederte Stratigraphie im Auelehm kaum vorhanden. Kleinere Artefakte wurden nach Viertelquadrate registriert, hinzu kommen noch sog. Sammelfunde. Die vertikale Streuung der Artefakte beträgt maximal 40 cm, die meisten Fundstücke sind jedoch in einer Fundschicht von 15–20 cm (= ca. 341 m ü. NN) konzentriert. Das Siedlungsniveau liegt damit ca. 1 m unter heutiger Oberfläche.

Leider erfahren wir nichts über die Anzahl der Ausgräber – auf dem Grabungsphoto Abb. 5 sind sechs Personen zu erkennen – und nichts zu den Kosten, ein Faktor, der in der archäologischen Denkmalpflege zunehmend wichtiger wird. Vermutlich konnte täglich ca. 1 m² ausgegraben werden, was etwa dem Durchschnitt bei schweren Sedimenten entspricht. In der Weidentalhöhle waren es durchschnittlich 0,6 m² pro Tag, da

dort auch sämtliche Funde der jüngeren Schichten einzeln eingemessen und das gesamte Sediment geschlämmt oder gesiebt worden war (E. CZIESLA, Jäger und Sammler – Die mittlere Steinzeit im Landkreis Pirmasens [Brühl 1992] 98). Überaus nachdenklich machen dagegen Erfolgsmeldungen wie z. B. aus Bad Saarow, südlich von Berlin, wo kürzlich auf einem mehrperiodigen Fundplatz (Spätpaläolithikum, Mesolithikum und Schnurkeramik) täglich 6 m² gegraben wurden, abschließend mussten die Artefakte jedoch nach unterschiedlichen Zeitstellungen sortiert werden (J. BERAN/N. HENSEL, Rettungsgrabung auf einem mehrphasigen steinzeitlichen Fundplatz bei Bad Saarow, Ldkr. Oder-Spree – Vorbericht. In: E. CZIESLA/TH. KERSTING/St. PRATSCH (Hrsg.), Den Bogen spannen ... Festschrift für Bernhard Gramsch [Weissbach 1999] 87–97). Grundsätzlich kostet das Ausgraben mesolithischer Fundstellen viel Zeit und ist somit auch entsprechend teuer.

Insgesamt wurden 2226 Silexartefakte, 735 Knochen- und Geweihreste sowie 1871 Gerölle und deren Fragmente geborgen, hinzu kommen diverse Pollen- und Pflanzenproben, die ausgewertet wurden. Die Auswertung erfolgte am Institut für Ur- und Frühgeschichte und Archäologie des Mittelalters der Eberhard-Karls-Universität zu Tübingen in Form von drei Magisterarbeiten, wobei P. Kieselbach die Steinartefakte, A. M. Miller die Knochen- und Geweihfunde sowie D. Richter die Gerölle und die evidenten Befunde untersuchte. Die Betreuung der Examensarbeiten erfolgte durch J. Hahn und H.-P. Uerpmann. Von zwei der Arbeiten wurden von den Bearbeitern bereits vorab Zusammenfassungen publiziert (von P. KIESELBACH in den Arch. Inf. 18/1, 1995, 93–96; von P. KIESELBACH und D. RICHTER in: Mitteilungsblatt Arch. Venatoria 16 [Tübingen 1991] 20–24 sowie in den Arch. Ausgrab. Baden-Württemberg 1991 [Stuttgart 1992] 35–37; von D. RICHTER in Festschrift für H. Müller-Beck. Tübinger Monogr. Urgesch 11 [Tübingen 1996] 341–350, sowie schließlich in den Urgesch. Materialh. 12 [Tübingen 1998] 257–267).

Die drei Examensarbeiten sind auch Grundlage dieser Monographie, unter Hinzufügung der räumlichen Analyse der Steinartefakte durch C.-J. Kind sowie einer gemeinsamen »Rekonstruktion der Tätigkeiten am mesolithischen Lagerplatz« und schließlich ergänzt um eine Analyse der Pflanzenreste von M. Rösch und A. Gopplröder (S. 59–63).

Wenden wir uns wieder dem Werk selbst zu, das nach »Vorwort«, »Einleitung« sowie »Entdeckung und Lage der Fundstelle« (S. 12) einen kurzen Abriss der Geologie und Landschaftsgeschichte (S. 14) liefert und bereits zu Beginn die absolute Datierung (S. 16) nennt. Somit – weit vor der Materialvorlage – erfahren wir (Kapitel 4), dass von den fünf Proben eine kein Kollagen enthielt, eine weitere Probe einen Hausschafknochen in jene Zeit verweist, wo er auch kulturgeschichtlich hingehört. Die verbleibenden drei Proben datieren das mesolithische Siedlungsereignis in einen kalibrierten Zeitraum zwi-

schen 6813 und 6697 v. Chr., »somit in das späteste Boreal oder das früheste Atlantikum«. Das benachbarte Siebenlinden 1 datierte dagegen deutlich älter, in die erste Hälfte des Boreals (siehe HAHN/KIND/STAPPAN a. a. O. 34).

Das Kapitel 5 lieferte die oben genannten Angaben zur Grabungsmethode und zur Stratigraphie (S. 17–24), das darauf folgende Kapitel 6 beschäftigt sich mit der Entstehung der Fundstelle (S. 25–28). Dabei wird die sicherlich arbeitsintensive Analyse der Längsausrichtung der Funde mit Rosetten graphisch dargestellt (Abb. 13), lässt eine zwingende Interpretation jedoch vermissen. Methodisch richtig ist es aber, auch jene Arbeitsschritte vorzulegen, die kein zu interpretierendes Ergebnis (dies ist das Ergebnis!) liefern. Der Bearbeiter interpretiert sein Ergebnis in jene Richtung, dass »keine Einregelung zu beobachten ist, wie sie z. B. bei einem Durchfluss von schnell strömendem Wasser zu erwarten wäre. Damit ist kein Hinweis auf eine Verlagerung der Funde vorhanden. Dies bedeutet, daß die horizontale Verteilungen des Fundmaterials von Siebenlinden 2 uneingeschränkt zu einer Analyse und Interpretation von Aktivitäten und Siedlungsabläufen herangezogen werden können« (S. 28). Bedeutet dies im Umkehrschluss, dass man bei stark eingeregelten Funden, die möglicherweise bei Aktivitätszonen und Laufwegen hätten entstehen können, eine Auswertung in Frage gestellt hätte?

Bereits ungewöhnlich frühzeitig erfährt der Leser von den Befunden (Kapitel 7, S. 29–37), jedoch in einem sehr kurzen Abriss. Als evidente Befunde werden eine Grube und eine dichte Steinpackung bezeichnet. Hinzu kommen mehrere Zonen rotgefärbten Auelehms, als Bereiche von Hitzeeinwirkungen auf Sedimenten erkannt. Betrachten wir jedoch die zugehörige Abb. 14, so sind auf dieser »die Grube und die schematisierten Feuerstellen« dargestellt, was den Leser zunächst verwirrt.

Die Grube hat eine Ausdehnung von 1,3 m und ist maximal 0,2 m tief (erhalten?). Sie wird als »mehrteilig« bezeichnet, wobei nicht klar wird, ob der Autor damit »mehrphasig« meint, oder ob es sich um mehrere Gruben handelt. Die schwarze Verfüllung der Grube besteht aus Holzkohleresten, verziegeltem Lehm, verkohlten Knochen und kleinen, gebrannten Geröllfragmenten (als Photo in Abb. 15 und als Profilzeichnung in Abb. 16). Der Autor hält es für möglich, dass es sich um einen »Baumwurf« handeln könnte, also keinen mesolithischen Siedlungsbefund. Vielleicht wurde aber auch die natürlich entstandene Wurzelgrube als Feuerstelle oder als Abfallbereich genutzt.

Die Abb. 17 zeigt eine Kartierung des rotgebrannten Auelehms, wobei es sich sowohl um »flächig gebrannten roten Lehm als auch um lose Streuungen von gebrannten Lehmstückchen« (S. 33 f.) handelt. Unvermittelt erfährt der Leser, dass die rotgefärbten Bereiche mit Feuerstellen gleichgesetzt werden, wobei die Kartierung des rotgebrannten Auelehms (Abb. 17) und die der schematisierten Feuerstellen (Abb. 14) alles andere als identisch sind. Allmählich wird klar, dass der Autor offensichtlich vier unterschiedlich große Feuerstellen (F1 bis F4) er-

kannt hat, die zudem unterschiedlich gut erhalten sind. Es wird zwar auf die Nutzung im Zusammenhang mit Kochsteinen oder einer Umbauung mit Geröllen verwiesen, jedoch wird der Aspekt der Feuerstelle erst in gänzlich anderen Kapiteln wieder aufgegriffen. Dies erscheint mir wenig sinnvoll.

Beim letzten Befund-Typ handelt es sich um eine Steinpackung aus gebrannten Geröllen, die am westlichen Rand der Grabungsfläche lag. Auch dieser im Durchmesser rund 1 m große und leicht muldenförmiger Befund wird als Feuerstelle interpretiert. Endlich erfahren wir auch Beispiele, und zwar mehrere aus Belgien, aus dem Rheinland und vom benachbarten Siebenlinden 1 und 3. Einen nahezu identischen Befund konnte ich auf dem Fundplatz Jühnsdorf, südlich von Berlin, ausgraben (E. CZIESLA/S. EICKHOFF, Recent excavations at Jühnsdorf, south of Berlin. A contribution to mesolithic dwellings and fire-places. In: M. OTTE (Hrsg.), Colloque »Nature et Culture«, Liège 1993. Études Recherches Arch. Univ. Liège 68 [Lüttich 1995] 389–402).

Als Kapitel 8, und somit numerisch vom vorangegangenen Kapitel deutlich getrennt, werden Experimente zu »Brennversuchen an Gesteinen und Auelehmen« vorgestellt (S. 38–45), also eigentlich ein Anhang zum Befund-Kapitel. Diese Brennxperimente bestätigen grundsätzlich die Interpretation der Feuerstellen. Hier schließt Kapitel 9 an (S. 46–58), welches sich mit den 110 kg Geröllen beschäftigt. Zweifelsohne steckte in dem Heranbringen der Steine ein hoher Arbeitsaufwand, den es zu analysieren gilt. Sämtliche Gerölle wurden nach Rohmaterialien (Muschelkalk, Jurakalk, Sandstein) und nach Erhaltungszustand untersucht. Von besonderem Interesse sind vier bearbeitete Gerölle: ein Retuscheur, zwei »Chopping-Tools« und ein kleiner Rillenstein (Abb. 28; 29). Dieses interessante Kapitel endet sehr abrupt ohne Zusammenfassung mit der Interpretation der Zusammenpassungslinien der Geröllfragmente (Abb. 34). Erkennbar wird in dieser Abbildung, dass damit zu rechnen ist, dass die Grabungsfläche nur ein kleiner Ausschnitt eines sehr großen Nutzungsareals darstellt und dass die Gerölle einem sehr mobilen Prozess unterlegen waren. Die Kartierungen (Abb. 32; 33) zeigen, dass sich die Funddichten durchaus auf die vier Feuerstellenbereiche beziehen. Hier endet die Magisterarbeit von Daniel Richter.

Das Kapitel 10: »Pflanzenreste« (S. 59–63) hätte man besser einem Anhang zugewiesen, da es zwischen »Geröllen« und »Fauna« recht beziehungslos eingehängt wurde. Dies schmälert jedoch nicht den interessanten Inhalt dieses Kapitels, denn immerhin 86 Holzkohlen und 30 Samen/Früchte konnten bestimmt werden (Tab. 3) und liefern Hinweise auf die vom Menschen selektiv ausgebeutete Umgebung. Ein Vegetationsbild wird damit nicht rekonstruierbar, dazu müsste man die Pollenanalyse heranziehen, die sich – stark beschnitten – im Kapitel 12: »Biotopanalyse« versteckt. Die Streuung der Belege (Abb. 36) ist flächendeckend und folgt offensichtlich dem Erhaltungsgrad und weniger den Befun-

den. Trotzdem bleibt festzuhalten, dass ausschließlich Laubholz an den Feuerstellen verbrannt wurde, in den Feuerstellen 1 und 2 vornehmlich Hasel, in der Feuerstelle 4 Ahorn und Ulme. Bei den Samen und Früchten herrscht die typisch mesolithische Haselnuss vor, zudem ließen sich Himbeere, Rübenkohl und Rutenmelde nachweisen. Spätestens an dieser Stelle wird wieder die Bedeutung der Freilandfundstellen Siebenlinden deutlich, denn die Erhaltungsbedingungen für organische Funde suchen ihresgleichen. Die Tab. 4 mit den Holzkohlespektren verschiedener mesolithischer Fundstellen (N = 7) ist informativ, leider auf Südwestdeutschland beschränkt.

Beim Kapitel 11: »Fauna« handelt es sich um die zweite Magisterarbeit, und zwar die von A. M. Miller (S. 64–96). Wie zuvor gesagt, sind derartige Betrachtungen organischer Funde nur an wenigen mesolithischen Fundstellen möglich und somit um so wichtiger. Abgesehen von dem bereits genannten Hausschaf sind für das Mesolithikum der Haushund und zwölf Wildsäugerarten belegt, hinzu kommen vier Wildvögelarten und der Nachweis eines Fisches (Artenliste Tab. 5). Das Knochenmaterial streut über die gesamte Grabungsfläche, ohne deutliche Konzentrationen zu bilden (Abb. 39). Die Zusammenpassungslinien zusammengehörender Knochenteile sind meist kurz und deuten eine vergleichsweise geringe Verlagerung an. Zahlreiche Tabellen machen das Material zugänglich. Von Interesse ist die auswertende Abb. 64, aus der hervorgeht, dass sich Wildschwein an der Feuerstelle 4, Dachsknochen und Geweihreste vornehmlich an der Feuerstelle 1 fanden. Außerdem wurde Geweih an der Feuerstelle 3 genutzt. Reh- und Rothirschknöchel fanden sich inmitten der Grabungsfläche. Die Ausführungen zu den Rehpopulationen und der Größenabnahme dieser Tiere seit dem Mesolithikum sind lesenswert. Zahlreiche Knochen sind intensiv zerschlagen und wurden vermutlich zur Knochenmarkgewinnung zerkleinert und ausgekocht. Trotz der Nähe zum Wasser ist nur der Perlfisch (*Rutilus frisii*) nachgewiesen, und bei diesem Beleg – einem Schlundzahn – soll es sich um ein Schmuckstück gehandelt haben (S. 82). Dieses Schmuckstück würde dann »in das Hauptverbreitungsgebiet des Perlfisches in den Einzugsgebieten des Schwarzen und Asowschen Meeres sowie ins Kaspische Meer« verweisen. Dies überrascht schon deshalb, weil weitere mesolithische Perlfisch-Belege aus Bedburg-Königshoven, dem Felsdach-Inzigkofen, dem Felsställe und aus Rochedane vorliegen (Zusammengestellt in: E. CZIESLA, Neue Altfunde aus Pritzerbe [Brandenburg]. Zugleich ein Beitrag zum Fischfang und zum steinzeitlichen Angelhaken. Ethnogr.-Arch. Zeitschr. 42, 2001, 473–504). Der Charakterfisch des Mesolithikums, der Hecht, war nicht nachzuweisen. Nicht vergessen werden darf schließlich der Fund eines intensiv genutzten knöchernen Pfiemes (Abb. 50), aus dem Wadenbein eines Wildschweins gefertigt, zu dem man etliche Parallelen hätte finden können, falls man den süddeutschen Raum tatsächlich auf der Suche nach Vergleichen hätte verlassen wollen. Zu

dem Kapitel gehört ein Katalog mit Messstrecken und Maßen im Anhang S. 221–223.

Leider endet auch das Fauna-Kapitel ohne Zusammenfassung, statt dessen wurde ein Kapitel 12: »Versuch einer Biotopanalyse« angehängt, das von drei Autoren verfasst wurde, an dem die Osteologin jedoch nicht beteiligt war. Dieses Kapitel könnte als Teil-Zusammenfassung gewertet werden, wenngleich es mit drei Seiten (S. 97–99) recht kurz ausgefallen ist. Das Kapitel ist lesenswert und zeigt, wie stark der mesolithische Mensch bereits auf seine Umwelt Einfluss nahm bzw. sie optimal zu nutzen wusste.

Das Kapitel 13: »Silexartefakte« – die Magisterarbeit von P. Kieselbach – nimmt wie bei nahezu allen steinzeitlichen Materialvorlagen den größten Raum ein (S. 100–164). Hier erfahren wir, im Gegensatz zu S. 18, dass durchaus »von einem unvollständigen Fundinventar, insbesondere vom Fehlen kleinster Artefakte ... ausgegangen werden« muss (S. 100). Zunächst werden Zielsetzung und Auswertungsmethode vorgestellt, anschließend erfolgt eine Untersuchung der Rohmaterialien. Wie so häufig wurde ein zwar bereits bekanntes Aufnahmesystem zur Merkmalanalyse genutzt, dieses jedoch modifiziert. Ein tatsächlicher fundplatzübergreifender Vergleich wird – wie immer – schwierig. Die Merkmalliste selbst findet sich, zusammen mit einem speziellen Aufnahmesystem der Kerne und einer Zuweisung der Artefakte zu Rohknollen, im Anhang auf den S. 223–234. Das Rohmaterialienspektrum ist typisch, und neben Muschelkalkhornstein (56,1 %) dominiert der Jura-Hornstein (42,2 %), daneben treten geringfügig Quarz (1,3 %) und verkieselter Muschelkalk (0,3 %) in Erscheinung. Das Unterkapitel »Rohmaterialherkunft« kommt ohne Karte aus, ein Phänomen. Ansonsten sind die Beschreibungen langatmig, aber grundsätzlich notwendig. Man findet bereits bekannte und bestätigende Ergebnisse, kaum eine Überraschung. Aufhorchen lässt, dass ca. 20–25 % der Grundformen eine Farbveränderung durch Hitzeeinwirkung erfahren haben (Tab. 40). Dies bestätigt die These, dass die hohe Verbrennungsrate der Steinartefakte mit reichlich zur Verfügung stehendem Feuerungsmaterial für großflächig angelegte Feuerstellen in Zusammenhang steht (H. LÖHR, *The occurrence and possible significance of fire-crackled artifacts in Late Pleistocene and Holocene flint assemblages* (Manuskript). In: M. BOLUS (Hrsg.), *Mensch und Umwelt der Allerödzeit*. Symposium Schloss Monrepos 1985 [unveröffentlicht]).

In diesem Kapitel dienen die Zusammenpassungen geschlagener Steinartefakte ausschließlich der Rekonstruktion technologischer Prozesse (S. 139–146). Dass man sich der von mir entwickelten Nomenklatur bedient, freut mich als Rezensenten. Die Zusammenpassungsrate ist für mesolithische Fundinventare mit 10,9 % vergleichsweise hoch (243 beteiligte Artefakte), die Bearbeiterin vermutet bei intensiverer Beschäftigung mit dem Material sogar noch mehr Erfolge. Die Untersuchungen zur Grund(form)produktion enden mit einer Zusammenfassung der Ergebnisse aus Merkmalanalyse

und Zusammenpassungen, was sehr hilfreich ist. Wir erfahren, dass das Ziel der Kernzerlegung die gezielte Klingenproduktion war, wenngleich die Klingen offensichtlich von geringer Dimension sein sollten, da keine großen Geräte (»home-tools« wie Kratzer, Stichel etc.) herzustellen waren.

Die modifizierten Artefakte werden ab der S. 147 beschrieben. Zunächst erfahren wir von nichtmikrolithischen Werkzeugen, und als Leser gewinnt man den Verdacht, dass vielleicht auch ältere Geräte (Stichellamellen) vorhanden sein könnten, jedoch äußert sich die Autorin nicht konkret. Die Mikrolithen (in diesem Falle ≤ 3 cm) wurden aufgrund der Vorgaben der G.E.E.M. (Groupe d'Étude de l'Épéralolithique-Mésolithique) angesprochen, einer Arbeitsgruppe, die Ende der 60er Jahre des letzten Jahrhunderts Mikrolithenformen definierte. Warum also nicht, könnte man sagen, wenngleich es Dutzende von Vorgaben selbst aus dem Süddeutschen Raum gibt (siehe z. B.: G. ALBRECHT, *Der steinzeitliche Fundplatz Malerfels I und ein Merkmalsystem für geometrische Mikrolithen*. Forsch. u. Ber. Vor- u. Frühgesch. Baden-Württemberg 17 [Stuttgart 1984] 90–122).

Überraschend ist der geringe Mikrolithenanteil, denn nur bei 40,2 % aller retuschierten Kleinformen handelt es sich um Mikrolithen und deren Produktionsabfälle (Kerbreste). Geborgen wurden sieben Mikrospitzen (ohne, mit gerader und mit konkaver, auch dorsoventraler Basisretuschierung; Abb. 100; 101), 15 extrem ungleichschenklige Dreiecke (Abb. 101) und acht unbestimmte Mikrolithen (wobei ich bei einigen Artefakten eine andere Ansprache vorgenommen hätte). Lediglich elf Kerbreste sind vorhanden, und offensichtlich konnte kein Mikrolith an einen Kerbrest angepasst werden.

Es sei eine grundsätzliche Anmerkung zu den Artefakt-Zeichnungen erlaubt, die auf insgesamt 18 meist ganzseitigen Tafeln in den Text eingestreut wurden. Hier hätte man viel Platz sparen können, denn häufig wurde weder die ganze Seitenbreite noch die Höhe ausgenutzt, auch verschwinden zahlreiche Linien, was vermutlich in der Qualität der Druckvorlage begründet ist. Erfreulich ist, dass konsequent eine Vorlage im Maßstab 1 : 1 eingehalten wurde. Warum man jedoch Artefakttypen nicht gemeinsam auf einer Abbildung vorgelegt hat, bleibt unverständlich. So finden sich die elf Kerbreste auf den Abb. 101 und 102, die End- und Lateralretuschen verstreut auf den Abb. 96–100.

Die »Relativchronologische Einordnung der Station Siebenlinden 2« erfolgt – überraschend kurz – auf den Seiten 161–164. Dabei stützt sich die Autorin zunächst auf Arbeiten von W. Taute, und es ist grundsätzlich die Stratigraphie der Jägerhaus-Höhle, die bis heute unser Wissen prägt. Sie führt die – bereits von anderen Autoren häufig vorgetragene – Kritik an der Tauteschens Abfolge und an der Repräsentanz von »Höhleninventaren« aus, ohne entscheidend Neues bringen zu können. Selbstverständlich passt das Inventar – anderes war kaum zu erwarten – in keines der vorgegebenen Artefaktenspektren (eine Vermischung hatte sie noch 1995 bei

der Vorstellung ihrer Examensarbeit in den Arch. Inf. erwo-gen), steht aber dem ›Beuronien C‹ nahe (S. 163). Abschließend kommt sie zu dem Ergebnis, dass die »unterschiedlichen Werkzeuganteile ... somit durchaus auf chronologische, saisonale oder aktivitätsspezifische Unterschiede der Stationen hinweisen« können (S. 164). So bietet uns die Autorin leider nichts Neues, und wir müssen auf die im Kapitel 4 bereits genannten Datierungen zurückgreifen. Dies bleibt doch, auch zu Beginn unseres neuen Jahrtausends, trotz aller Merkmalanalysen und Vergleiche, ein frustrierendes Ergebnis, was aber der Autorin nicht anzulasten ist. Dass trotz der Nutzung der französischsprachigen Nomenklatur für die Artefaktbeschreibung der Blick weder in den französischen, belgischen noch luxemburgischen Raum erfolgte, ist weniger überzeugend.

Die Auswertung wird quasi zusammengefasst und ergänzt durch den Beitrag von C.-J. Kind im Kapitel 14: »Räumliche Verteilung der Steinartefakte« (S. 165–197). Offensichtlich war dieser Untersuchungsschritt nicht Bestandteil der Magisterarbeit zu den geschlagenen Steinartefakten, was überrascht. Schon in der Art der »Fragestellung« wird deutlich, dass dies nicht der erste Beitrag des Autors zur Siedlungsdynamik ist. Interessant ist, dass die Abb. 14 und Abb. 103 zwar beide laut Bildlegende »Grube und Feuerstellen« zeigen, bezüglich der Form und Größe der Befunde trotzdem leicht variieren. Auch die Abb. 104 »Verteilung aller Artefakte« hätte man eher im Beitrag von P. Kieselbach erwartet, also 60 Seiten früher, wie auch die Abb. 109 »Verteilung der verschiedenen Rohmaterialien«. Methodisch von Interesse ist die Gegenüberstellung zweier Mengenkartierungen, einmal mit ›Dichtelinien‹ (Abb. 105) und zum anderen dargestellt mit unterschiedlich großen, schwarzen Punkten (Abb. 106), wobei es sich um eine ›Peripherie-Kartierung‹ handelt, da die Peripherien der Konzentrationen stärker hervorgehoben werden als die Zentren. Hätte der Autor eine äquidistante Gruppenberechnung gewählt, hätten sich die kleinen Konzentrationen an den Feuerstellen sicherlich deutlich von der Hauptkonzentration in der Grabungsmitte abgesetzt (vgl. hierzu: E. CZIESLA, Über das Kartieren von Artefaktmengen in steinzeitlichen Grabungsflächen. Bull. Soc. Préhist. Luxembourg-geo 10, 1988, 5–53). Es spricht nicht für die Transparenz dieser Materialvorlage, dass der Leser erst auf der S. 169 erfährt, dass die meisten Steinartefakte gar nicht in der Nähe der Feuerstellen liegen, sondern exakt dazwischen (Maximum-Viertelquadrat mit 87 Fundstücken; Abb. 106).

Der entscheidende Schritt für die weitere Fundplatzanalyse ist die Aufteilung in Zonen (Abb. 107), wobei es sich um die neun Zonen A bis I handelt. Es ist jedoch »ein subjektiver Schritt« (S. 168), der für den Leser kaum nachvollziehbar wird. Dies ist sicherlich eine Schwachstelle dieser Fundplatzanalyse. Aufgrund der Kleinheit der Grabungsfläche sind lediglich die Zonen A, B, C und I als annähernd vollständig erfasst zu bezeichnen. Aus diesem Grunde sind m. E. auch tabellarische Auswertungen (Tab. 80–89; 92–94) schwierig deutbar,

bilden jedoch die Basis der weiteren Interpretation. Ich frage mich, ob man den daraus gewonnenen Ergebnissen Glauben schenken kann oder ob es nicht nur der Versuch war, Interpretationswünsche in Tabellenform vorzulegen. Das Endergebnis, welches uns C.-J. Kind präsentiert, gefällt auch mir, die Schritte auf dem Weg dorthin überzeugen nicht. So wird ein sehr komplexes Lagerleben entworfen, das eine gewisse zeitliche Tiefe benötigt. Von Interesse ist dabei besonders die Darstellung Abb. 108 »Verteilung der zusammenpassenden Hornsteinartefakte«. Wenngleich die Darstellung der Linien – ohne Differenzierung der Richtungen und der an Zusammenpassungen beteiligten Artefakttypen – einem Auswertungsstand der 70er Jahre des letzten Jahrhunderts entspricht, lassen doch die langen Linien intensive dynamische Prozesse erwarten, die das Material erheblich verzerrten. Am Ende des Lagerlebens wurden dann jedoch in der unmittelbaren Nähe der Feuerstelle 4 Arbeiten durchgeführt, deren Abfallmaterial von diesen dynamischen Prozessen unbetroffen blieben. Diese Details sprechen für eine hohe Überlieferungsqualität.

Die Arbeit schließt mit dem 15. Kapitel: »Rekonstruktion der Tätigkeiten am mesolithischen Lagerplatz«, an dem alle vier Autoren mitgearbeitet und ihre Ideen aus der eigenen Materialkenntnis eingebracht haben. Mehrere kurzfristige, auf einander folgende Begehungsereignisse fanden im Frühjahr bis in den Sommer hinein – d. h. Mai bis August – statt. Nur ein ausgesprochen kleiner Aktivitätsbereich wurde mit der Grabungsfläche erfasst, was bereits auf der S. 30 angedeutet wurde. Die Befunde reichen weit über die kleine Grabungsfläche hinaus und lassen ein ausgedehntes, sehr komplexes Aktivitätssystem erwarten. Derartige Lagerplätze sind nur dann rekonstruierbar, wenn großzügig bemessene zusammenhängende Flächen untersucht werden können. Beispielfhaft sei dazu der – wenngleich deutlich ältere – belgische Fundplatz Rekem genannt, wo dies möglich war und der entsprechend komplexe Ergebnisse lieferte (siehe: M. DE BRE/J.-P. CASPAR, Rekem. A *Federmesser camp on the Meuse River Bank*. Arch. Vlaanderen Monogr. 3 = Acta Arch. Lovaniensia Monogr. 10 [Asse-Zellik u. Leuven 2000]). Bei dieser untersuchten Grabungsfläche handelt es sich somit um einen kleinen Ausschnitt, vielleicht um einen speziellen Lagerplatzbereich eines großen »residential camp«. Hier frage ich mich, in welchem Zusammenhang bei diesem Interpretationsmodell der deutlich ältere Fundplatz Siebenlinden 1 steht und was aus den Rentieren wird? Weitere interessante, lesenswerte Überlegungen zu dieser Art des Lagerplatzes schließen sich an, können hier im Detail aber nicht wiederholt werden.

Mit der ausführlichen Zusammenfassung in deutscher, englischer und französischer Sprache schließt dieser Beitrag zum süddeutschen Mesolithikum. Die Zusammenfassung erlaubt es, das Ergebnis der Fundplatzvorlage schnell zu erfassen. Sinnvoll wäre es gewesen, auch auf die einzelnen Kapitel oder Seiten Bezug zu nehmen, um eine Aufschlüsselung und einen schnellen Einstieg zu erleichtern. Das Literaturverzeichnis ist mit

294 Titeln umfangreich und, wie die nur wenigen »Flüchtigkeitsfehler« zeigen, gut durchgesehen.

Abschließend kommt mir ein Satz von Jörg Biel in Erinnerung, »Der Einsatz privater Grabungsfirmen ... hat vielfach den Charakter archäologischer Entsorgung und entbehrt meist jeglicher wissenschaftlicher Grundlagen« (1996 im Vorwort der Arch. Ausgr. Baden-Württemberg 1995 [Stuttgart 1996]). Gerade in diesen Tagen haben die Mitarbeiter der Grabungsfachfirma, für die ich archäologisch tätig bin, ihren 150. wissenschaftlichen Beitrag zum Abdruck gebracht. Somit verwundert es mich nicht, dass auch Biels Einschätzung zu diesem Mesolithikum-Band falsch ist, denn mit Sicherheit handelt es sich nicht um die »am umfassendsten dokumentierte und analysierte Station des Mesolithikums in Europa«. Vermutlich ist dem Herausgeber nicht bekannt, was sich auf diesem Sektor in Europa alles tut und was man tun könnte. Einen guten Einblick vermittelt der jüngst erschienene Band von A. THÉVENIN (Hrsg.), *L'Europe des derniers chasseurs. L'Épipaléolithique et Mésolithique. Actes 5^e Coll. Internat. UISPP, Commission XII. Grenoble 1995 (Paris 1999)*. Aber: m. E. ist die Arbeit zu Siebenlinden 2 sehr lesenswert, es findet sich eine Fülle von Hinweisen, und es ist schließlich die Begrenztheit der Grabungsfläche, die interpretatorische Grenzen setzt. Außerdem ist jeder ausführliche Beitrag zum deutschen Mesolithikum zu begrüßen, finden sich doch kaum vergleichbar ausführliche Fundplatzdarstellungen. Hätte man sich außerdem der Mühe unterzogen, die einzelnen Magisterarbeiten und anderen Beiträge besser aufeinander abzustimmen, stärker zu überarbeiten, zu straffen und anders zu gliedern, hätte das Manuskript sicherlich gewonnen und zu einer flüssigeren Lektüre geführt. Aber wer – außer den Rezensenten – liest schon eine Fundplatzmonographie vom Anfang bis zum Ende.

Stahnsdorf bei Berlin

Erwin Cziesla